Prozession

Wandeln im Schleier fein
Schneeweiße Jungfräulein
Linde ... Linde.
Und ein feiner Glockenton
Fährt mit dem Winde.
Birke beim Haus
Breitet ihr Krönchen aus,
Zwischen den Aehren
Fächelt der Mohn
Gnadenleise
Geht Gottes Sohn
Auf die Reise.

Folgen ihm Bauern schlicht
Mit ihrem Kerzenlicht.
Vielen, vielen
Rieselt ein heiliger Tropfen Wachs
Ueber die Schwielen.
Würmchen, was liegen blieb,
Fühlt seine Lieb.
Wispert der blaue Flachs
Neigt sich Jasmin
Vor dem seidenen Baldachin ...
Gnadenstille
Wandeln am Rain
Kleine schneeweiße Jungfräulein.

Paula Grogger.

in der nächsten Seitenstraße zu verschwinden. Aber mit einem Male halten alle Automobile, alle Straßenbahnen stehen still, der Lärm schweigt — ein erhobener Arm hält ihn in Schach. Endlos reihen sich die Wagen, und von allen Seiten starren Menschen auf den festlichen Zug. Der Choral schwingt über die Straße, die Fahnen wehen im Wind. Kerzen halten mit aller Kraft ihre Flamme wach — die Weltstadt aber hält den Atem an, eine Stille entsteht, und der Gott im Sakrament wandelt die breite Straße, von wenigen nur gekannt, von wenigen nur gegrüßt. Ein paar Augenblicke — und schon fahren wieder die Autos an, die Straßenbahnen rattern — schnell, schnell, es gilt ein paar Minuten einzuholen, die man Gott, dem unbekannten Gott, hat opfern müssen!

— — —

Der Heiland ist in sein stilles Haus zurückgekehrt. In sich versunken steht die Kirche da. Wie aus einer anderen Welt. Geheimnisvoll, leise gehen die Portale auf und zu. Viele kommen an diesem Ehrentage des verborgenen Gottes, um ihm eine stille Nachmittagsstunde zu weihen. Im dunklen Kirchenraum brennen Kerzen wie in immerwährendem Gebet. Gemalte Fenster wehren dem Tage, die rote Ampel des ewigen Lichtes flackert vor der Tür des Tabernakels, der in reinstem Golde strahlt.

Die sich hineinflüchten, kommen aus dem Lärm des Tages, aus den ruhe- und rastlosen Anforderungen des Lebens, aus dem immerwährenden Kampf von Mensch mit Mensch, der auch in diesem Tage nicht gerastet hat. Und sie flehen: „Herr, laß uns nicht versinken! Herr, rette uns aus dem Tal des Todes! De profundis clamavi ad te, Domine!“

Und sie sinken vor dem Tabernakel nieder. Nichts an ihnen rührt sich, keine Lippe spricht. Aber ihr Herz ruht im tiefen Frieden Gottes und schmiegt sich an den Heiland wie ein schutzsuchendes Schäflein an den guten Hirten.

Und wenn es sich dann losreißen muß, dann wirft der Besucher einen letzten langen Blick nach dem Kruzifix, das überlebensgroß in dem Schiff der Kirche hängt. Wie traurig, wie leidend der Heiland selbst an diesem Tage blickt! „Sieh, ich habe gelitten bis zum Aeußersten, Schmerzen der Seele und des Leibes. O folge mir nach!“

Und eine wundersame Kraft zieht in das Herz des Abschiednehmenden. „Ja, o Herr, kämpfen, ringen, leiden, siegen, das sei mein Entschluß! Durch die Wirrnisse des Lebens zeig Du mir den Weg! Deine Stimme schenke mir auch im Lärm des Kampfes und im Gewühl der Straße. Herr, bleibe bei mir!“

„Friede mit dir!“ so raunt es von dem Gotteshaus noch lange dem Besucher nach.

Ein heiliger Schrein, der das Weltgeheimnis wahrt — so steht der Tabernakel inmitten der brandenden Weltstadt, tief ins Reich der Stille zurückgezogen, dunkel, geheimnisvoll, von letzten Erkenntnissen umschauert.

— —

Eine lange, schier endlose Straßenzeile. Grüne Bäume stehen entlang, in ihrem schönsten Frühlingsglanz und zaubern auch in die Steinwüste einen festlichen Schmuck, — ja als wären wenigstens sie bereit, den Herrn in heiliger Prozession zu empfangen.

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo hier die katholische Kirche ist?“ redet mich mit einem Male eine zaghafte Stimme an. Und ich sehe vor mir einen Mann und eine Frau, mit zwei Kindern an der Hand, festtäglich gekleidet. Und so hoffnungsvoll-glücklich sehen sie mich an — ist ihnen auch an meiner Kleidung etwas aufgefallen und meinen sie mich daran als Glaubensgenossen erkennen zu können? Ich weiß, daß ich ihnen nunmehr eine Enttäuschung, eine bittere Enttäuschung bereiten muß, und daher zögere ich. „Eine katholische Kirche? Sie meinen wohl eine Kapelle, denn eine Kirche gibt es hier nicht.“ Sie nicken mir zu. „Nun, Sie stehen ja unmittelbar davor.“ Sie sehen sich ungläubig um. Eine endlose Straße, ein Haus wie das andere. „Aber wo denn?“ — „Ja, die Kapellen in der Weltstadt sind anders als die im Lande draußen. Hier ist der Raum knapp. Sehen Sie die Fenster da unten?“ Ich zeige nach einigen matt bemalten Fenstern im Souterrain eines Mietshauses. — „Die — „im Keller?“ Entsetzt sieht der Mann hin. — „Kommen Sie mit, ich führe Sie hinein.“ Wir treten ein, gehen ein paar Stufen hinunter und befinden uns in einem größeren Kellerraum, der mit einfachen Mitteln zur Kapelle hergerichtet ist. Ein paar einfache Bänke, schlichte Kreuzwegbilder an den Wänden, zwei Ampeln an der Decke. Vor uns aber strahlt in schöner Reine der Altar, mit Kerzen rings besteckt, und mit grünem Laub geschmückt. Er wenigstens mahnt an Heiligkeit und Größe und Liebe und Herrlichkeit.

Tiefer als in jedem Dome beugen wir uns vor dieser abgrundlosen, demütigen Güte unseres Gottes, der hier wohnt. Und dennoch — während sich hier das feierliche Opfer vollzieht, rinnt so manche Träne im Andenken an den Festesglanz da draußen in der Heimat, aus der sie kamen, die Beter alle, die die Kapelle bis zum letzten Fußbreit füllen. Gott, mein Gott, so stöhnt es, ist dies dein Haus? Ja, wir sind verbannt, ein Tor schlug zu — die Katakombenkirche der Weltstadt öffnet den Gläubigen ihre schmale Tür ...

S.M.

Gotteskind

Ob ein Engel dem Menschenkind schon zur Seite steht, wenn es zum Gotteshaus getragen wird, damit es in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werde, hat noch niemand gesehen. Aber es könnte ein ganzer Himmel voll Engel das Kind umschweben und singen und jubilieren, denn das Erdenkind wird zum Himmelskind, das Menschenkind zum Gotteskind. Das ist in schlichten Worten gesagt, das Wesentliche bei der Taufe, und die Tiefe dieses erhabenen Vorganges hat noch nie einer ausgedacht.

Aber was aus dieser Uebernahme der Gotteskindschaft sich ergibt, müßte mit Flammenzeichen in jeder Seele eingetragen sein. Damit wir uns im gegebenen Augenblick daran erinnern. Und wenn auch andere in unserem Namen sprechen, der Ewige hört unsere Stimme, die ihm das Treugelöbnis ablegt.

Ich glaube, ich widersage, ich will getauft werden“

Und dabei lächelt das kleine, schuldlose Gesicht im Glanz der Taufkerze. Es wird eines Tages uns wieder eine Kerze leuchten. Im Glanz dieser Kerze wird uns das Leben in ganz anderem Lichte erscheinen. Und dann müssen wir uns selbst fragen, wie wir unsere Taufgelübde gehalten haben. Die Antwort muß uns wie auch den strengen Richter zufrieden stellen.

„Fest soll mein Taufbund immer stehen!“ So haben wir manchmal gesungen. Und es war uns ernst gemeint. Vielleicht, daß unsere Gotteskindschaft nicht mehr so blendend ist, wie sie damals war. Haben wir die Flecken, die sie erhalten, wieder ausgetilgt, dann wohl uns. Das Leuchten der Ewigkeit wartet unser.

Des Fronleichnams Segen

Wenn Jesus durch die Straßen zieht.
Ist er die lautre Liebe;
Wo ist das treue Christenherz,
Das da wohl kalt noch bliebe!

Zum Segen sind gebreitet aus
Des hehren Siegers Hände,
„Kommet alle, alle! Groß und Klein,
Empfangt die Gnadenspende.

Kommt all, die ihr beladen seid
Mit irdischen Beschwerden;
Wer treu mit mir gelitten hat,
Dem soll Erquickung werden.

Setzt alle Hoffnung nur auf mich,
Wer zagt, sich mir zu einen?
Wie ist es eine Wonne mir,
Zu wandeln mit den Meinen!“

Es glüht ein überreiches Herz, —
Um Liebe zu bekunden.
Schickt er den reichsten Gnadenstrom
Aus seinen heil'gen Wunden. —

Schickt Segen aus nach Ost und West,
Nach Norden uns nach Süden;
Und wird ein Herz von ihm berührt,
So treibt es Himmelsblüten.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 22 — Sonntag, den 26. Mai — Jahrgang 1929

Für das heilige Dreifaltigkeitsfest

„Gehet hin und lehret die Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Gleich nachdem die Apostel die Stärkung durch den Heiligen Geist empfangen hatten, sind sie diesem Auftrage ihres Herrn und Meisters nachgekommen. Diese zwölf galiläische Männer haben sich das hohe Ziel gesetzt, die Welt zu erobern für die Idee eines Mannes, der als Verbrecher am schmachvollen Kreuzespfahl gestorben ist. Wie fest mußten sie von der Göttlichkeit ihrer Berufung überzeugt gewesen sei! Aber sie wußten es ja: Gott war es, der sie führte, sie standen im Dienste des dreieinigen Gottes. In diesem Namen führten sie die Gläubigen durch das Bad der Taufe, in diesem Namen teilten sie ihnen Firmgnade mit; die Sündenvergebung, das allerheiligste Sakrament, die heilige Oelung der Kranken, die Ehe, sowie das heilige Sakrament der Priesterweihe, alle diese Gnadenquellen wurden eröffnet und den Gläubigen mitgeteilt im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Und bis heute kennt die Kirche keine andere Methode: Sie beginnt und schließt eine jede ihre Tätigkeiten im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und so ist unsere Kirche ein alle Welt durchdringendes Bekenntnis der heiligen Dreifaltigkeit. Als Festtag ist der Dreifaltigkeitssonntag schon zur Zeit Karls des Großen eingeführt worden, und der Papst Johann XXII. ordnete das Fest für die ganze Christenheit an. Durch die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit unterscheidet sich das Christentum zunächst von den Heiden. Wir haben nur einen Gott, die Heiden haben viele Götter. Die Juden und die Mohammedaner anerkennen nur 1 Person in der Gottheit; wir sagen, daß es nur einen Gott gibt, der aber sich in drei verschiedenen Personen geoffenbart hat und in drei verschiedenen Personen lebt. Mit diesem Glauben an den Einen Gott in drei Personen wollen wir nicht nur mundgläubig sein, d. h. wir wollen den Glauben nicht nur mit dem Munde bekennen, sondern wollen grundgläubig sein, der Glaube soll uns aus dem Herzen kommen, er soll unser ganzes Leben beeinflußen und befruchten.

Wenn wir unseren Glauben am klarsten und deutlichsten bekennen wollen, dann machen wir das heilige Kreuzzeichen; wir berühren zunächst die Stirne mit der rechten Hand, um anzudeuten, daß wir unseren Verstand vor den Lehren des Glaubens beugen wollen, dann berühren wir die Brust in Kreuzesform, um anzudeuten, daß uns die Sache des Glaubens eine heilige Herzenssache ist, die wir mit allen Kräften des Leibes und der Seele fördern wollen. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ lauten die Worte, die wir dabei aussprechen. Der Gebrauch des Kreuzzeichens war in früherer Zeit auch im Privatleben viel mehr im Gebrauch als heute. So erinnere ich mich, daß mein Vater, der ein Landwirt war, niemals mit dem Fuhrwerk hinausgefahren ist, ohne die Worte: In Gottes Namen. Die Schiffer halten heute noch treu an der Sitte. Wenn das Schiff in Bewegung ist, ertönt die Schiffsglocke, und alle, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen stehen betend da: Sie machen das Kreuzzeichen und sagen: In Gottes Namen.

Oft wird das heilige Kreuzzeichen recht unwürdig gemacht. Viele können mit der rechten Hand nicht bis zur Stirne kommen und auf der Brust machen sie ein unbestimmbares Durcheinander. Das ist durchaus unpassend.

Von dem schlechten Kreuzzeichen finde ich in einem alten Buche folgende Erzählung: Ein Mann starb, und weil er ein gutes Leben geführt hatte, kam er gleich in den Himmel. Doch — was war das? Jeder, der ihm begegnete, sah ihn so wunderbar an u. lachte dazu. Selbst alte, ehrwürdige Heilige, wie St. Petrus, konnten das Lachen nicht zurückhalten, und die kleinen Engel mit den unschuldigen Kinderchen kicherten ganz laut. Der gute Mann konnte sich dieses nicht erklären und bat seinen Schutzengel um Aufklärung über dieses sonderbare Verhalten der Himmelsbürger. Der führte ihn stillschweigend vor einen Spiegel, und was sah er da zu seinem Schrecken? Stirn, Mund und Brust waren mit schwarzen Kreuz- und Querstrichen bedeckt. Es half alles Reiben und Wischen nicht, die Striche blieben fest haften. Der Schutzengel gab folgende Erklärung dazu. Diese Striche sind die schlechten Kreuzzeichen, die du im Leben gemacht hast. Zur Strafe für deinen Leichtsinn mußt du nun diese Striche die ganze Ewigkeit mit dir herumtragen.“

Da erwachte der arme Mann. Wie war er nun froh, daß er nur geträumt hatte! — Aber das Kreuzzeichen mache er nun gewissenhafter.

An die heiligste Dreifaltigkeit

Du ewiger Lichtquell, Einigkeit,
Hochheiligste Dreifaltigkeit,
Schon weicht der Sonne Flammenschein:
Geuß Licht in uns're Herzen ein!

Dich fleh'n wir, wann der Morgen graut
Dich, wann der Abend niedertaut;
Schenk uns mit deiner sel'gen Schar
Dein Lob zu preisen immerdar!

Dem Vater auf dem Himmelsthron
Und, mit dem Geist dem ew'gen Sohn,
Gleichwie er sein wird, ist und war,
Lob, Preis und Ehre immerdar! Amen.

(Vom hl. Gregor.)

Madonnenlegende

Von Peter Backes.

Die Gottesmutter ging durchs Moseltal. Unter blühenden Bäumen schritt sie daher, die wie große Blumensträuße die Straße entlang standen. Ab und zu tropfte ein Blütenblatt herab und verfing sich in ihrem Haar. Neben ihr her glitt der Fluß, den blauen Himmel beglückend auf seinem Rücken tragend, dahin. Der Wind kam, lauter Duft im Arm, über den Weg, kniete vor der Gottesmutter nieder und strich ihr behutsam und versonnen zugleich um die schimmernde Stirn. Die Gottesmutter aber lächelte, und dieses Lächeln übertrug sich auf die ganze Landschaft rings, so daß die Blütenbäume ihr lächelnd die Arme entgegenlangten, die Berge sich ihr lächelnd in den Weg stellten, die Sonne lächelnd ihre Strahlen verschwendete und der Strom sich in glückhaften Schauern um bemooste Steine schmiegte.

Da kam ein Fuhrmann über die Straße, rief Hüh und Hott zu seinen Pferden herüber, die ob ihrer schweren, kostbaren Last dampften und heiß den Atem aus den Nüstern bliesen. Große Weinfässer hatte der Fuhrmann geladen. Das klunkerte bei jedem Stein, der sich in den Weg stellte und den die Räder überwinden mußten. Das duftete schwerer und süßer als eine Rosenhecke zur Junizeit.

Hüh und Hott rief der Fuhrmann, hatte die Mütze im Nacken sitzen, blies aus einer gebräunten Tonpfeife dicke Rauchwolken in die Lufte und lächelte dabei mit der Landschaft, als wenn er zu ihr gehörte wie der Fluß und die Berge.

Doch mit einemmal schwand das Lächeln aus seinem Antlitz. Das Knarren und Schnarren der Räder verstummte — tief stak der Wagen in einer Wegsenkung. Vergebens mühte der Fuhrmann sich ab, vergebens rissen die Gäule schweißtriefend an den Zugsträngen. Immer mehr verdüsterte sich des Fuhrmanns Miene. Bis er endlich sein Mühen aufgab, sich trostlos an eines der stumm gewordenen Räder lehnte und ein anderes Gefährt abzuwarten gedachte, dessen Tiere mit den seinen gemeinsam den Wagen aus seiner hilflosen Lage befreien sollten.

Da sah er die Gottesmutter, ließ baß vor freudigem Schreck die Pfeife zur Erde fallen, so daß sie hell zerklirrte, riß jäh seine Mütze herunter und hörte dann der Gottesmutter Stimme: „Durstig bin ich von langer Wanderung. Reiche mir aus einem deiner Fässer ein Glas Wein, ich will dir dann auch helfen, und deinen Wagen freimachen, daß du deine Fahrt fortsetzen kannst.“

Der Fuhrmann, verwirrt darüber, solcherart der höchsten Frau dienen zu können, suchte nach einem Glase und fand keines. Da huschte die Gottesmutter zum Feldrain und brach eine Feldwinde, gab sie dem Fuhrmann, auf daß er die glasförmige Blüte mit süßem Weine

füllte. Nur wenige Tropfen flossen in die Blüte, doch die Gottesmutter setzte sie an ihre Lippen und trank den Kelch leer. Mit dem aber sprangen die Räder aus der Wegsenkung, hastig zogen die Gäule an, und das Knarren und Schnarren der Räder klang wieder durch den frühlingsseligen Tag. Und der Fuhrmann hatte wieder das Lächeln der Landschaft im Antlitz.

Seitdem heißt die Feldwinde im Volke Muttergottesgläschen.

Der Vater aus Kalifornien

Von Grete Masse.

Brigitte Bab saß im Teeraum des Hotels Astoria. Sie fühlte, daß sie mit ihrem Mienenspiel schon dem Herrn, der neben ihrem Tisch saß, aufgefallen sein mußte. Wenigstens bemerkte sie, daß er sie beobachtete. Nicht etwa aufdringlich oder spöttisch, sondern mehr in einer Weise, als ob er Besorgnis um sie hätte. Und diese Anteilnahme des ihr ganz Fremden tat ihr irgendwie wohl, nachdem sie Monate hindurch die Demütigung erfahren hatte, daß die Gefühle ihres liebenden Herzens zurückgewiesen und verschmäht wurden.

Ist es wirklich noch Liebe, die ich für Fred empfinde? dachte sie, als sie hier in einem so recht bemitleidenswerten Zustande saß. Im Augenblick wenigstens fühlte sie mehr Zorn als Zuneigung für ihn um der peinlichen Situation willen, in die er sie gebracht hatte, die sie zwang, schon länger als eine Stunde im Teeraum des Astoriahotels zu warten, um den ihr ganz unbekannten Mr. Hindelid aus Kalifornien abzupassen.

Sehr viele Menschen waren schon dem Fahrstuhl entstiegen, den sie scharf im Auge behielt, ohne daß eine Gestalt unter ihnen gewesen wäre, von der man annehmen konnte, daß sie Mr. Hindelid aus Kalifornien darstelle. Jetzt aber erschien ein Herr, der sofort Brigittes höchstes Interesse erregte. Es war ein Riese. Ueber mächtigen Schultern saß ein roter, von südländischer Sonne verbrannter Kopf. Kleine, unruhige Augen flackerten dunkel unter buschigen Brauen. Der Brillant am fleischigen Finger und der in der Krawattennadel gaben Zeugnis von dem sagenhaften Reichtum, der diesem Mr. Hindelid zu eigen sein sollte. Trotz seiner schwankenden Gangart, ähnlich jener der Seeleute, durchmaß er blitzschnell die Halle und strebte dem Ausgange zu. Brigitte fuhr von ihrem Sessel hoch und eilte dem Fremden nach. Aber er war viel schneller als sie. Als sie durch die Drehtüre hinausstürzte, sah sie nur noch das hoch mit Koffern bepackte Auto abfahren. Kein Zweifel, Mr. Hindelid reiste in dieser Minute wieder ab und verließ die Stadt.

„Mein gnädiges Fräulein — Ihre Handschuhe! Ihr Täschchen ... ...!"

Der Herr, der sie so teilnahmsvoll und freundlich betrachtet hatte, stand in der Drehtür und hielt ihr die kleinen Dinge entgegen, die sie bei dem eiligen Aufspringen auf ihrem Platze zurückgelassen hatte. Im Ausdruck seines Gesichts sah sie, daß sie einen wahrhaft jämmerlichen Anblick darbieten mußte.

„Sie sind krank, mein Fräulein! Gestatten Sie, daß ich mich Ihrer ein wenig annehme. Ich besitze ein ganz wunderbares Medikament, das mir und anderen schon oft wertvolle Dienste in einem Zustande hochgradiger Aufregung geleistet hat."

Brigitte folgte ihm zu einem Platze, der so gelegen war, daß er die am Tische Sitzenden der allgemeinen Aufmerksamkeit entzog. Sie war so niedergeschlagen, so kraftlos, daß sie in Tränen ausbrach, während er zwei Schächtelchen hervorzog, die Pulver mischte und sie in einem Glase mit Wasser verrührte.

Und unter Tränen berichtete sie dann eine Geschichte, in der ein reicher Vater aus Kalifornien eine Rolle spielte. Er hatte den Ausschlag gegeben im Kampfe zweier Frauen um einen Mann. Es war einem koketten Mädchen, das sich Hildegard Hindelid nannte, gelungen, der armen Brigitte den Bräutigam abspenstig zu machen. Fred hatte sich zuerst tapfer gegen die Künste dieser Hildegard gewehrt. Aber da hatte sie ihren Vater aus Kalifornien ins Treffen geführt, der soviel Geld besitzen sollte, daß er sich eigentlich genieren müßte in einer Welt, in der es so bettelarme Menschen gab wie Brigitte und Fred. Nur, und jenen lockenden Aussichten hatte eben der hübsche Fred, der leider Gottes einen schwachen Willen und einen nie gestillten Hang zum Großartigen hatte, nicht widerstehen können. Hildegard war sehr nahe daran, Brigitten den Verlobten zu entwinden und als Siegerin zu triumphieren. Man wartete nur auf die Ankunft des Mr. Hindelid aus Kalifornien, der im Astoriahotel absteigen wollte. Hildegard und Fred hatten die Absicht, den Vater heute nachmittag im Hotel aufzusuchen. Sie, Brigitte Bab, hatte ihnen zuvor kommen wollen. Sie war vor der Mittagszeit hierhergeeilt, um mit Mr. Hindelid zu sprechen und ihn zu veranlassen, daß er dieses Kaufgeschäft nicht zugebe. Und eben sei nun dieser Mr. Hindelid, Gott weiß aus welcher Laune, Hals über Kopf im Auto wieder abgereist, und es gebe keine Hoffnung mehr für sie, ihn zu beeinflussen.

Ob sie sich jetzt nach den Pulvern ein wenig wohler fühle, fragte der Herr, der aufmerksam zugehört hatte.

Brigitte antwortete, daß es ihr wirklich so vorkomme, als ob die Medikamente eine gute Wirkung auf sie gehabt.

Der freundliche Herr sagte, daß es ihm sehr angenehm sei, dies zu hören. Gleichzeitig sei er imstande, ihr noch auf andere Weise Beruhigung zu verschaffen, denn er könne ihr die Versicherung geben, daß sie keineswegs eine Unterredung mit Mr. Hindelid aus Kalifornien verpaßt habe. Er selber sei nämlich Mr. Hindelid.

— — —

Nachdem Mr. Hindelid noch eine gute Stunde eine lange und ernsthafte Unterredung mit Brigitte gehabt hatte, reiste er wirklich im hoch mit Koffern beladenen Auto wieder ab, ohne den Besuch der beiden abzuwarten. Er habe gar keine so große Sehnsucht, Hildegard wiederzusehen, sagte er lachend zu Brigitte, denn Hildegard sei nur seine Stieftochter, die ihm seine verstorbene Frau mit in die Ehe gebracht habe. Er wisse sehr gut, daß Hildegard an ihn nichts anderes bände als die Sehnsucht nach seinen Dollars und daß sie ihm sofort den Rücken kehren würde, wenn er etwa das Unglück haben sollte, sein Vermögen zu verlieren.

„Ich versprehe Ihnen, mein Kind," sagte er, bevor er ins Auto stieg, „diese Hochzeit mit Fred wird nur dann zustande kommen, wenn Sie einverstanden sind. Hildegard ist vollkommen von mir abhängig und dürfte ohne die Dollars des Vaters aus Kalifornien jeden Reiz für diesen Fred, um den Sie sich grämen, verlieren. Ich lasse Ihnen ein Vierteljahr Zeit zu der Ueberlegung, ob Sie Fred und Hildegard heiraten lassen wollen oder nicht ..."

— — —

In diesem Vierteljahr gingen viele Briefe zwischen Brigitte Bab und Mr. Hindelid in Kalifornien hin und her. Es war noch nicht ganz verflossen, da schrieb Mr. Hindelid an Brigitte: „Ich freue mich, mein liebes Mädchen, daß du zu der Einsicht gekommen bist, daß dieser Windhund von Fred von Anfang an nicht für dich gepaßt hat. Das habe ich schon gewußt, als du im Teeraum des Astoria-Hotels fein und bleich und tapfer und schön vor mir saßest. Immerhin hat er ein Schmerzensgeld verdient, denn dich zu verlieren, mein liebes Mädchen, ist ein Verlust, den mein ganzes Vermögen nicht wieder wett machen kann. Also teile ihm deine Verlobung mit dem Vater aus Kalifornien mit und sage ihm, du und ich werden sofort nach meiner Ankunft in Berlin im Astoria-Hotel Hildegards Besuch und den seinen erwarten."

Hausfriedensbruch

Humoreske von Hermann Dieck.

Scherk überdenkt in Ruhe die Konsequenzen, die sich daraus ergeben werden, daß er jetzt einen Radioapparat besitzt. Er wird häuslicher werden, das Herumflanieren einschränken. Das ist er längst seinen vierzig Jahren schuldig. Seinen Verkehr sichten. Das geht nicht weiter so, daß Kreti und Pleti zu jeder Tageszeit seine Bude stürmt und sie mit Zigarettendampf anfüllt. Kurz, der Radioapparat wird alle Konsequenzen auslösen, um derentwegen andere Leute heiraten. In einer Junggesellenwohnung eine menschliche Stimme hören — schön! Aber deshalb hochfeierliche Zeremonien durchmachen und gleich für alle Zeit und Ewigkeit Gottweißwas beschwören, nein! Vorläufig hilft er dem Gefühl der Leere erst mal mit technischen Mitteln ab.

„Achtung, Achtung! Hier Berlin, Stettin, Königswusterhausen, Magdeburg. Meine Damen und Herren, das Nachmittagskonzert der Funkstunde ist beendet. Sie hören jetzt einen Vortrag von Helene Schrittmacher über das interessante Thema: Hätte ich nie geheiratet!"

Scherk lacht auf. Na also! Er geht sarkastisch lächelnd zum Bücherschrank, wo er nicht nur Bücher, sondern auch andere nützliche Dinge aufbewahrt, und holt eine Weinflasche und ein Glas heraus. Zu dem Thema will er sich einen guten Tropfen gönnen. Dabei will er sich daran erinnern, wie er schon so manchmal in weinseliger Stimmung nahe daran gewesen ist, eine große Dummheit zu begehen, aber glücklicherweise hat er im letzten Augenblick immer noch den Rückzug angetreten — Angst gehabt, sagen seine Freunde. Nun, ob Angst oder nicht — jedenfalls ist er frei!

Er stellt das Glas auf den Tisch und gießt ein. Also jetzt wird er sich zur Abwechslung mal in Damengesellschaft befinden. Helene Schrittmacher — Gott sei Dank trinkt sie ja nicht mit!

„Meine Damen und Herren — hätte ich nie geheiratet Wem von Ihnen, soweit Sie verheiratet sind, wäre dieser Seufzer nicht schon auf die Lippen gestiegen — — —"

Helene Schrittmacher macht eine Kunstpause.

„Prosit!" sagt Scherk und trinkt. Eine bezaubernde Stimme hat diese Frau. Ob sie wohl verheiratet ist?

„Da hat es einen Streit gegeben, oder da fühlen Sie sich in Ihrer Bewegungsfreiheit beengt, oder da haben Sie mit wirtschaftlichen Nöten zu kämpfen, — und immer ist es dieser Seufzer, mit dem Sie sich dann Luft machen."

„Seufzen — kenn ich überhaupt nicht!" erklärt Scherk.

„Seufzen aber heißt —"

Scherk wird ironisch: „Aha, Sie wollen es mir erklären —"

„— heißt: einem unerfüllbaren Wunsch Ausdruck geben. Und tatsächlich muß ja nun leider gesagt werden: es ist unerfüllbar, was Sie wünschen, der Wunsch hat also einen Zweck, Sie können an der Tatsache nichts ändern. Aber —"

Wieder macht sie eine Kunstpause. Scherk lacht: „Was? Es gibt auch ein Aber dabei?"

„Nämlich, wir müssen uns fragen, ob dieser Wunsch denn überhaupt eine Berechtigung hat, ob er nicht vielleicht eine Verkennung Ihrer Interessen ist, ein Irrtum, ja, ich möchte sagen, eine Torheit —"

Scherk nimmt wieder einen Schluck. Es ist eine Vorsichtsmaßregel. Er fühlt, daß er gleich etwas wird mit hinunterschlucken müssen.

„Ich wende mich zunächst an die Männer. Sie besonders sind stets so leicht geneigt, meine Herren, die Ketten zu verwünschen, die Sie tragen. Aber haben Sie auch einmal die Werte bedacht, die die Ehe Ihnen schenkt? Sehen wir uns erst die negative Seite an. Meine Herren, ohne Ihnen irgendwie nahetreten zu wollen, ein Mann ohne Frau bleibt doch immer, mit Verlaub, ein wenig Kind —"

Scherk rückt den Sessel zurück und steckt die linke Hand in die Hosentasche. Die rechte ballt er unwillkürlich zu einer Faust.

Das Leben bleibt für ihn in gewissem Sinne ein Spiel. Er steht nicht unter dem vollen Druck der Verantwortung. Er wird daher auch nicht die volle Kraft entwickeln. Er wird kaum der Riese werden, der die Weltkugel auf seine Schultern nimmt —"

Scherk hebt die Faust. Er fühlt eine unbändige Kraft in ihr.

„Und mancher — bleibt sogar immer der kleine Nichtsnutz, dem gegenüber man Väter und Mutter spielen zu müssen glaubt."

Scherks Faust legt sich schwer und wuchtig auf den Tisch.

„Vielleicht fühlen Sie sich verletzt, meine Herren Junggesellen, die Sie diese Worte mit anhören. Aber ich gebe Ihnen anheim: stellen Sie bitte eine andere Wellenlänge ein —"

Scherk springt auf. „Jawohl! machen wir!"

Scherk dreht, dreht — ein paar schwache Konzertakkorde treffen sein Ohr, sie verklingen wieder. Helene Schrittmacher ist leise geworden, aber immer noch zu vernehmen.

„Denn für Sie ist der Vortrag ja nicht bestimmt."

Zum Donnerwetter, ist es denn nicht möglich, eine andere Welle zu bekommen?

„Vielleicht hören Sie auf einer anderen Wellenlänge —"

Gott sei Dank, jetzt ist er sie los. Da spricht anscheinend jemand anders. Er verstärkt den Lautsprecher, die Stimme schwillt an.

„— etwas über die Vorzüge des Junggesellendaseins, ich spreche nun einmal über die Vorzüge des Verheiratetseins."

Zum Teufel, das ist sie ja immer noch! Wird denn dieser verrückte Vortrag von allen Sendern Europas übertragen? Natürlich, die Verheirateten sind in der Ueberzahl, die haben die Macht! Die ganze Funkstunde ist natürlich verheiratet!

„Ja, meine Herren, die Frau kennt nun einmal nur zwei Grundeinstellungen zu dem Mann, die der Geliebten und die der Mutter. Wenn Sie die erste nicht erwählen — gelegentliche Liebschaften zählen natürlich nicht —"

„Quatsch! Quatsch! Wenn Sie nichts Besseres zu sagen wissen —"

„— so werden Sie nicht verhindern können, daß die zweite die offizielle Einstellung der Frauenwelt zu Ihnen wird. In diesem Punkte fühlen sich alle Frauen solidarisch."

Unerhört! Scherk dreht aus Leibeskräften. Vergebens! Sogar die Welle Paris scheint diese Helene Schrittmacher zu übertragen. Und ganz abstellen, vor dieser unverschämt sicheren Stimme einfach kapitulieren — nein!

„Und nun erlauben Sie mir, Ihnen einmal einige kleine Episoden aus dem Junggesellendasein vorzuführen. Fangen wir mit einer ganz harmlosen an. Etwa: es reißt ein Knopf."

„Ruhe!" donnert Scherk. „Ich bitte mir Ruhe aus!"

„Oh, meine Herren, Sie sind dann selber wie ein Knopf, der kaum noch an einem Faden mit der menschlichen Gesellschaft zusammenhängt —"

Scherk ist es, als ob mit einem Male alle seine Knöpfe locker würden. Natürlich, wenn sie derart aufgewiegelt werden — Wenn das noch lange so weiter geht, steht er schließlich vor dieser Helene Schrittmacher im tiefsten Neglige, äußerlich und innerlich, wenigstens wird es ihm so vorkommen.

Er dreht und dreht. Helene Schrittmacher wird bald lauter, bald leiser, aber sie spricht.

„Und eine weitere Episode, die bereits nicht mehr so harmlos ist. Sie finden eines Tages, daß Sie ohne eine individuelle Küche nicht mehr auskommen. Ihre Natur, der rücksichtslosen Massenabfertigung erliegend, begehrt auf, und der Arzt erklärt dürr und trocken: Diät! — Sie sind verloren, meine Herren! Aus dem Riesensuppenkessel eines Hotels zischt Ihnen nur eine Stimme entgegen: —"

Scherk ist am Ende seiner Kraft. Er fühlt eine Schwäche in der Magengegend. Noch einmal fährt er mit der Drehspule herum. Fürchterlich laut gellt ihm Helene Schrittmacher in die Ohren: „Friß oder stirb!"

Da schlägt er mit der Faust in den Lautsprecher hinein, daß es kracht. Mit einem Wehlaut, der durch die ganze Tonleiter läuft, bricht Helene Schrittmacher ab.

Dann ist es still, ganz still.

Bis Scherks Ohr einen leise gluckenden Laut auffängt. Die Weinflasche ist gekippt und hat ihren Inhalt über den Tisch ergossen. Eben sickern die letzten Tropfen heraus.

Helene Schrittmacher hat doch mitgetrunken!

Zum hl. Fronleichnamsfest

Fronleichnam naht, das Fest mit der schönen Fronleichnamsprozession. Es liegt für das fromme Gemüt in dem Tage und seiner Feier ein besonderer Reiz. Wer tief durchdrungen ist von dem Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, und wer an die Gegenwart Christi im Sakramente glaubt, der hat an diesem Feste eine innige Freude.

Ein heiliges Stillesein breitet sich am Tag der großen Freude über unsere Seele aus, und voll Ehrfurcht schaffen unsere Hände an all der irdischen Schönheit, mit der wir den Heiland an diesem Tage ehren wollen. Oh, es ist eine reine Seelenfreude, reiner und vielleicht mehr von allem Irdischen losgelöst als an anderen Hochfesten, die mehr als dieses mit unserm bürgerlichen Leben verwoben sind.

Fronleichnam gilt als das eigentlich katholische Fest.

Vor aller Welt wollen an diesem Tage die Gläubigen ihre Ehrfurcht vor dem hl. Sakramente bekennen und öffentlich ihrem Glauben Ausdruck geben, der sonst in den stillen Räumen der Kirche in Gebet und Gottesdienst sich offenbart. Und man will das tun mit dem ganzen äußeren Schmucke und dem ganzen Reichtume der kirchlichen Zeremonien, wie sie den höchsten Festen eigen sind.

Drum freut sich auf diesen Tag jung und alt, Stadt und Land, Priester und Laie. Es ist eine Kundgebung des Glaubens vor aller Welt, wie man sie großartiger und feierlicher nicht denken kann.

Bei einem Passionsspiele, das vor Jahren stattfand, machte die Darstellung des Einzuges Jesu in Jerusalem besonderen Eindruck. Man sah in weiter Ferne die Scharen ziehen, Palmen schwenkend und Lieder singend, und in der Mitte hocherhoben sitzend und wie von Begeisterung getragen denjenigen, der in dem Spiele Christum darstellte.

Nun denke man sich am Fronleichnamstage diesen Triumphzug! Wie schön ist es, wenn die Prozession durch die mit Fahnen geschmückten Straßen der Städte oder auf dem Lande an den wogenden Aehrenfeldern vorbeizieht; wenn auf dem Wasser die bewimpelten Schiffe sich im Kreise um das hl. Sakrament bewegen. Wie schön ist es, wenn die weißgekleideten Kinder, die kostbaren Fahnen, die blitzenden Kreuze, die Priester mit ihren kostbaren Gewändern vorbeiziehen!

Und nun lasse man in Gedanken alle die Prozessionen, die an dem Tage aus den Kirchen ziehen, auf einem Platze sich versammeln, und all den Jubel und die Schönheit, die sie Auge und Ohr bieten, auf sich einwirken, muß man dann nicht von dieser Huldigung sagen, so lange die Welt steht, sei nie eine solch' herzerhebende dagewesen, eine Huldigung, auf welche der Himmel mit Freuden niederschaut, und die den Engeln selbst ein Schauspiel ist, dem nichts von dem Schönen auf Erden gleichkommt!

Wie dürfen wir uns freuen, wenn wir das bedenken, wie müssen wir auffauchzen in heiliger Lust, daß wir uns mitbeteiligen können an dieser erhabenen Ehrenbezeugung, die dem Könige unserer Herzen an diesem Tage dargebracht wird.

Es möge uns aber auch eine Aufforderung sein, durch möglichst eifrige Teilnahme an diesem Triumphzuge in unserem Orte unseren Glauben und unsere Verehrung vor aller Welt kund zu tun! Bleibe also keiner, der eben abkommen kann, zurück, jeder aber nehme mit solcher Sammlung und Andacht teil, daß er allen zur Erbauung gereiche!

So mögen die Glocken läuten, die Fahnen wehen, die Blumen leuchten, die Chöre jubeln, mögen Kinder engelgleich herrliche Blüten streuen — „ein Himmel tut hienieden sich der frommen Seele auf!"

Weltstadt-Fronleichnam.

Bahnen, Automobile rasen durch die Straßen. Ein Sturm von Lärm braust hin und her. Die Menschen eilen dazwischen wie ängstliche Vöglein, die in jedem Augenblick der Todesgefahr entgehen müssen. Laut hupen die Autobusse, hell knattern die Motorräder, aus der Ferne donnern die Hochbahnen. Da — aus einer Seitenstraße naht feierlich ein Zug. Fahnen flattern im Winde, ein Choral erklingt, festlich gekleidete Menschen ziehen in ernster Andacht und doch mit einem hellen Leuchten in ihren Augen ihres Weges. Was ist das? Der Zug biegt in die Hauptstraße ein — ein kurzes Stück nur zieht er sie entlang, um gleich wieder